



Die Schulklasse in Nicklheim 1946 vor dem ehemaligen Kindergartengebäude, dem heutigen Pfarrheim
Foto: Scheuerer

„Die Kinder waren so hungrig nach Unterricht ...“

Ursula A., Jahrgang 1921, unterrichtete 1945/46 in der Schule Nicklheim die Klasse der 5. bis 8. Jahrgangsstufe und wohnte in dieser Zeit im Dorf. Es war ein besonderer Glücksfall, dass einer ihrer ehemaligen Schüler die geistig sehr rege Zeitzeugin für ein Interview vermittelte. Nur acht Jahre vor ihrem Arbeitsbeginn in Nicklheim hatte die damalige Lehrerin und spätere Schriftstellerin Luise Rinser dieselbe Stelle als Lehrerin inne gehabt, was Rinser Stoff bot für den fiktiven Roman „Daniela“⁷. Immer wieder wurde ich in Gesprächen mit Nicklheimern auf das deren Meinung nach verzerrte und ungerechtfertigte Bild, das Rinser in dem Romangeschehen auf die Torfarbeitersiedlung warf, hingewiesen. Auch mit diesem Hintergrund sind die Erinnerungen von Frau A. an ihre Zeit in Nicklheim für das heutige Geschichtsverständnis zu sehen. Darüber hinaus schildert sie die Schulsituation in Nicklheim nach Kriegsende im lebensgeschichtlichen Zusammenhang ihrer eigenen Biografie.

Ich war Lehramtsanwärterin, 24 Jahre alt, als ich in der Schule in Nicklheim unterrichtete, und habe heute noch Kontakt zu meinen damaligen Schülern. Es ist kaum zu glauben: Einer ruft mich jedes Jahr aus Kanada zu Weihnachten an. Beim letzten Klassentreffen fragte ich sie, woher das denn kommt, dass der Kontakt so lange gehalten wird. Die Männer haben gesagt: ‚Ist doch kein Wunder, wir waren ja alle verliebt in Dich!‘

Ich hatte die 5., 6., 7., 8. Klasse und eine wahnsinnige Angst vor den Kindern. Ich hatte ja keinerlei Erfahrungen und gerade erst mein Examen in Frankfurt an der Oder gemacht. Damals war der Rückzug der deutschen Truppen schon eingeleitet und es war das totale Durcheinander. Ich kam noch nach Frohnau in Schlesien, dort unterrichtete ich eine Schule von der ersten bis zur achten Klasse – alle Schüler zusammen. Allerdings nur zwei Monate, dann kam die große Flucht und wir mussten weg aus Schlesien. Ich habe, nachträglich gesehen, Glück gehabt, weil ich meine zukünftigen Schwiegereltern in Bayern hatte und ich mich mit meiner Schwester

hierher durchschlagen konnte. Es war das Ende vom Krieg und die Schulen waren geschlossen.

Es war Ende Mai, Anfang Juni 1945, als ich nach Nicklheim kam. Die Schulen wurden wieder geöffnet. Ich hatte mich sogleich auf Raten meines Schwiegervaters beim Schulamt gemeldet. Zu der Zeit hat man diese jungen Lehrerinnen, die von „dort drüben“ kamen, eingesetzt und ich kam nach Nicklheim. Ich hatte eine furchtbare Angst, weil ich ja wusste, welche Klassen ich übernehme. Ich konnte mir ausrechnen bei meiner Körpergröße: die Jungs sind alle einen Kopf größer als ich. Auf Zehenspitzen messe ich 152 Zentimeter. Aber es trat das Gegenteil von dem ein, was ich befürchtete.

Zuerst wurde mir ein Zimmer zugewiesen in einem der wenigen festen Bauten, die es damals in Nicklheim gab. Das waren ein Gasthaus, eine Kirche in einem schrecklichen Zustand, eine Schule in einem noch schrecklicheren Zustand, wo ich bei Westwind die großen Jungs an die Fenster stellen musste, damit sie die Fensterflügel fest hielten. Mit einem großen Kanonenofen mitten im Schulzimmer, den ich im Winter in der Früh zeitig anheizen musste, damit mir die Kinder nicht erfroren. Das war Nicklheim. Dann war dort der Bau, in dem ich ein Zimmer bekam bei einer Frau R.. Es gab noch ein weiteres festes Haus mit einem Tante-Emma-Laden im Erdgeschoß. Darüber wohnte meine Berufskollegin, die die Klassen eins bis vier unterrichtete. Außerdem gab es noch einen festen Bau auf der anderen Seite: das Haus vom damaligen Flachswerk. Alle anderen Häuser waren Baracken.

I: Sind Sie manchmal in eine Baracke gekommen?

Aber sicher. Ich besuchte manchmal die eine oder andere Familie aus irgendeinem Grund. Sie kamen ja alle treu und brav in die Elternabende. Da waren die Eltern alle da, und das war manchmal wirklich rührend. Wenn diese zwei Stunden, in denen man Zeit hatte, mit den Eltern zu sprechen, zu Ende gingen, kam ab und zu mal der eine Vater oder die eine Mutter auf mich zu, wenn die meisten schon gegangen waren, und sagte: „Fräulein, wenn er nicht pariert, hauen sie ihn. Der kriegt zu Hause auch Haue!“ Also ich musste keinen hauen. Ich hätte es auch nicht getan. Zu dieser Zeit war übri-

gens die Prügelstrafe schon verboten. Das Verbot ging Hand in Hand mit der Wiederöffnung der Schulen. Ich weiß nicht, ob dies bereits gesetzlich war, jedenfalls bekamen wir es vom Schulamt so vermittelt. In der Zeit davor war der Rohrstock in der Hand des Lehrers.

I: Wie sahen die Wohnungen in den Baracken aus?

Es war außerordentlich primitiv. Das kann man sich heute gar nicht mehr vorstellen. Wenn man es heute schildern würde, würden die Menschen, die zuhören, sagen: Sowas gibt es doch nicht.

I: Was empfanden Sie als primitiv?

Zum Beispiel, dass zwei oder drei in einem Bett schlafen mussten, weil es eben zuwenig Betten gab. Es waren oft Familien mit sechs, sieben, acht, neun Kindern. Ich will das gar nicht so genau erzählen, denn ich möchte Nicklheim auf gar keinen Fall schlecht machen. Nicklheim liegt mir so sehr am Herzen und ich liebe es bis heute. Meine ehemaligen Schüler wissen das auch. Und ich bin stolz auf alles, was sich inzwischen ereignet hat. Zum Beispiel das wunderschöne Innere der Kirche und den einmaligen Kreuzgang, den sie dort heute haben. Sie müssen wissen: Einer meiner Schüler ist Pfarrer geworden. Er lebt leider schon nicht mehr.

I: Waren die Familien in Nicklheim denn in einer besonderen Armut – unabhängig davon, dass die Nachkriegszeit von Armut geprägt war?

Lassen Sie es mich beschreiben: Ich war damals Lehramtsanwärterin, hatte also noch kein Staatsexamen. Aber die Pflichten und die Art und Weise, wie man den Unterricht macht, waren ja die gleichen. Ich hatte die Pflicht, an den Fortbildungstagen teilzunehmen. Dort waren Kollegen und Kolleginnen aus dem ganzen Umkreis Rosenheim, die zum Schulamt Rosenheim gehörten. Mit der Zeit lernte man sich untereinander ein bisschen kennen. Da passierte es mir öfters, dass ich gefragt wurde: „Wo bist denn du gelandet?“ Wenn ich antwortete: „In Nicklheim“ sagte derjenige „Was? Bist du denn strafversetzt worden?“ „Warum denn strafversetzt?“ „Ja mei, das ist ja das Schlimmste vom Schlimmen!“ Genau das war die Meinung, denn Nicklheim war ein ganz, ganz, ganz armes Dorf. Außer dem Pfarrer und dem damals von der Entnazifizierung gestürzten Lehrer, dessen Klassen

ich übernehmen musste, und der mir deswegen furchtbar gram war, und außer den Leuten, die das Gasthaus Nickl betrieben, waren alle anderen steinarm. Es waren nämlich alles Torfstecher. Ich weiß nicht, ob Sie sich ein Bild davon machen können, was das bedeutet. Es war noch Torf, der verheizt wurde, wie Briketts. Er wurde gestochen.

I: Haben Sie bei der Arbeit manchmal zugeschaut? Öfters. Ich habe den Torfstich vorher nicht gekannt. Und ich kam aus der Stadt. Der Unterschied war für mich also himmelgroß.

I: Wie haben Sie sich denn gefühlt in Nicklheim?

Wunderbar. Wissen Sie, es war folgende Situation: Ich hatte nichts. Ich hatte eigentlich mehr oder weniger auch nur das, was ich auf dem Leib trug. Vielleicht noch das ein oder andere zum Wechseln. Und die Nicklheimer hatten auch nichts. Und auf dieser Ebene haben wir uns ganz schnell getroffen.

Sie müssen wissen, in dieser Zeit gingen durch Nicklheim Bahngleise durch. Die Gleise kamen aus der Filze, dem Moor. Darauf wurden die Kipploren gefahren, beladen mit dem bereits getrockneten Torf. So wie er gestochen war, so konnte man ihn nicht verwenden. Die Torfstücke wurden zum Trocknen gekastelt, an Holzstöcken aufgeschichtet. Von guten Torfstellen wurde der Torf hart wie Briketts und brannte sehr, sehr gut. Die Leute, die den Torf gestochen haben, waren die Bewohner von Nicklheim. Sie waren zusammengewürfelt von überall her. Da hat man Arbeitslose oder Leute, die am Leben geknabbert haben und nicht hoch kamen, nach Nicklheim zum Torfstechen geschickt. Es war eine schwere Arbeit. Sie standen da draußen oft in der Sommerhitze mit dem bloßen Oberkörper. Ihre Haut war wie gegerbt. Und das war noch nicht alles. Sie haben sich ihre kleinen Parzellen, die sie sich selbst haben kaufen können, für den Eigenbedarf gestochen. Und diese Torfbahn mit der kleinen Lokomotive, dem Bockerl, davor, kam jeden Tag ein, zwei Mal, aus der Filze und fuhr nach Raubling zum Bahnhof mit den beladenen Kipploren. Wenn gerade Schafe auf den Gleisen waren – die fraßen das Gras zwischen den Schienen – wurde feste gehupt oder geklingelt, die Lok fuhr ganz langsam, die Tiere standen auf und machten Platz.

I: Glauben Sie, dass alle Ihre Schüler morgens mit einem Frühstück im Magen zur Schule kamen?

Ja. Sie kamen alle gefrühstückt in die Schule. Aber fragen Sie mich nicht, was sie gegessen hatten. Es ist nicht so wie heute. Die Familien waren steinarm. Aber die Eltern haben auf ihre Kinder geschaut. Diese Mütter, die Zeit ihres verheirateten Lebens nur schwanger herumliefen, haben auf jedes ihrer Kinder wirklich geschaut. Als ich dort war, schlug mir die Sympathie auch von den Nicklheimern entgegen - das rührte natürlich von ihren Kindern her. Die erzählten zu Hause: ‚Mei, das Freilein, und heut ham mer des g’macht, ham mer g’sunga und am Nachmittag derf ma zum Völkerballspielen...‘ Da war ich im Ort ziemlich bekannt, ohne dass ich selbst etwas dazu getan habe. Und von da weg kamen die Kinder gekämmt, die Schürzchen der Mädchen waren steif und sauber. Da war kein einziges Kind verwahrlost.

I: Wie war die Gesundheitsversorgung?

Von Krankheiten habe ich nichts gemerkt, denn diese Kinder waren ja in jeder Form äußerst abgehärtet. Sie mussten auch sehr zeitig überall helfen, das ist ja klar. Dann wohnten sie in den Baracken, wo es im Winter auch mal durchpiff und durchzog und sicherlich sehr kalt war. Die Kinder waren vielleicht froh, dass sie zu dritt im Bett lagen und sich gegenseitig wärmen konnten. Denn so viel Eigentorf war nicht da, dass man in der Nacht die Wärme halten konnte. So genau weiß ich das nicht, aber das ist mein Eindruck. Wenn die Schule begann, dann waren die Kinder lustig und froh. Heute höre ich von meinen Enkeln und Urenkeln: ‚Ach Schule! Es wäre sooo schön, wenn es keine Schule geben würde.‘ In Nicklheim erlebte ich genau das Gegenteil. Die Kinder wollten lernen. Sie hatten vorher einen Lehrer, der durch die Entnazifizierung gefallen war, der stand auf dem Standpunkt, die Nicklheimer Kinder müssen nichts lernen. Es genügt, wenn sie Bier holten oder im Garten das Unkraut jäteten. Denn sie werden sowieso Torfstecher werden. Also brauchen sie nichts zu wissen.

Die Kinder waren so hungrig nach Unterricht. Sie waren sehr aufgeschlossen. Es waren ja immerhin auch vier Jahrgänge, und Sie müssen einen Jahrgang irgendwie schriftlich beschäftigen mit einem Nachholstoff, den man vorher mit ihnen durch-

genommen hatte, damit ich währenddessen einen anderen Jahrgang anders beschäftigen konnte. Die Großen von der 7. oder 8. Klasse bekamen zum Beispiel einen Auftrag, das oder jenes zu machen, oder den Kleinen, die daneben saßen, zu helfen oder zu korrigieren, und so weiter. Das war alles machbar zu dieser Zeit. Es war damals ganz normal, dass vier Klassen in einem Schulzimmer unterrichtet wurden. Ich persönlich hatte als Lehrerin jedoch keinerlei Erfahrungswerte damit.

I: Wenn Sie Ihre erste Stelle in dem Bauerndorf in Oberschlesien mit der Schulstelle in Nicklheim vergleichen, worin bestand der Unterschied?

Die Bauern haben den Weltkrieg mehr oder weniger gut überstanden, wenn man von den Männern absieht, die im Feld umgekommen sind. Über Bayern kam mit Kriegsende ja auch der Flüchtlingsstrom. Die Flüchtlinge waren ja mehr oder weniger das Niedrigste vom Niedrigen. Wir waren ja noch schlimmer angesehen als Zigeuner, weil wir hatten ja nix. Und als Flüchtling wurde man zwangseinquartiert. Da wurde gemunkelt: ‚Die erzählen, was sie zu Hause alles gehabt haben, das kann man sich nicht vorstellen, wie die daherkommen‘ und so weiter. Aber ich habe diese Feindschaft an mir selbst nie zu spüren bekommen. Ich habe es über andere, auch über meine Familie, miterlebt, meine beiden Schwestern, mein Bruder mit damals neun Jahren.

Eine meiner Schwestern haben wir über einen puren Zufall wiedergefunden. Sie durfte damals aus Brieg nicht mit, als es geräumt wurde – wir mussten innerhalb von drei Stunden weg. Sie durfte nicht mit, weil sie beim Arbeitsamt beschäftigt war und die Arbeitsamtsangestellten Akten verbrennen mussten.

In Nicklheim sind die Menschen an sich wenig vom Krieg betroffen gewesen. Sie haben sogar einen ganz klitzekleinen Vorteil vom Krieg gehabt. Und zwar ist der sogenannte Göring-Zug, also ein Luxuszug auf diesen Gleisen, wo das Bockerl mit seiner Torflast fuhr, abgestellt worden. Aber die Herren mit ihren Damen haben sich natürlich abgesetzt gehabt. Und die Nicklheimer haben den Zug geplündert, bis auf den letzten Knopf. Aber das ist reine Erzählung, denn zu meiner Zeit stand dieser Zug schon nicht mehr auf den Gleisen vor Nicklheim.

Der Frau Nickl habe ich so leid getan, auch weil sie wusste, dass ich aus Schlesien kam, und sie hat mir dann einmal – ich weiß nicht, warum ich bei ihr gewesen bin – gesagt: ‚Ich hab’ was für Sie.‘ Und da hat sie mir eine kleine Kaffeekanne geschenkt, die hatte das Zeichen der Reichsbahn darauf. Heute habe ich sie leider nicht mehr.

Die Nicklheimer waren sehr, sehr entgegenkommend und kontaktfreudig. Und da hat sich auch keiner versteckt. Das war wirklich wunderbar. Das gute Verhältnis ist geblieben, auch als ich nicht mehr in Nicklheim war.

Es gab noch eine Frau mit einem kleinen Sohn und einer Bekannten, die sich als Flüchtlinge in Nicklheim angesiedelt hatten. Sie wohnten über dem Tante-Emma-Laden und kamen aus Berlin. Mit ihnen hatte ich einen guten Kontakt, bis sie wieder woanders hin zogen. Zu meiner Zeit waren sonst noch keine Flüchtlinge in Nicklheim. Ich erinnere mich auch an keine ehemaligen Kriegsgefangenen oder Zwangsarbeiter. Es gab keine Lager oder so was, die ich gesehen hätte. Ich kann auch nur erzählen, was ich in diesem einen Jahr vom Frühjahr 1945 bis kurz vor Weihnachten 1946 erlebt habe. Mein Interesse galt den Schülern und der Schule.

I: Welche Bildungsmöglichkeiten hatten die Schüler außerhalb der Volksschule?

Als ich nach Nicklheim kam, gab es so gut wie überhaupt keine Zukunftsaussichten. Wie es mein Vorgänger sah, wie seine Einstellung war – und die Meinung des Lehrers galt ja damals noch eine Menge: Die Kinder brauchen nichts zu lernen, sie werden sowieso Torfstecher. Und die Mädchen heiraten und bekommen Kinder. Und so war der Bildungsstand. In der Zeit, als ich Lehrerin war – es lag sicherlich nicht an mir – es lag am Lerneifer der Kinder, sie waren wie ein Schwamm. Sie haben aufgesogen, was man ihnen an Wissen vermittelte. Und wir haben auch viel Freude gehabt.

Der Krieg war zu Ende. Es gab keine Lehrerbücherei oder sonst was, wo ich mich als junge Lehrerin hätte orientieren können. Ich hatte lediglich meinen Lehrplan vor mir und meinen Lehnachweis, den ich am Nachmittag auszufüllen hatte. Im Lehrplan stand drin, was für die einzelnen Klassen unterrichtet werden musste,

aber wie ich das machte und wo ich meinen Stoff her bekam – das blieb mir überlassen.

I: Gab es keine Schulbücher an der Schule?

Nein. Es gab nichts. Es waren noch zerfledderte Exemplare da, die von einem Jahrgang zum anderen weitergegeben wurden. Aber sagen wir mal, in den oberen Klassen, 7. und 8., war überhaupt nichts mehr da.

I: Wie haben Sie ohne Schulbücher den Unterricht gestaltet?

Fragen Sie mich etwas Leichteres. Was mir geholfen hat, waren natürlich die Praktika bei der Lehramtsausbildung, und vor allem meine Zeit im Arbeitsdienst. Ich habe 1939 das sogenannte Notabitur gemacht, es war ein Jahr vorgezogen, weil man in den Arbeitsdienst verpflichtet wurde. Und ich sage es ungern: Aber ich war sehr gern im Arbeitsdienst. Ich war eingeteilt bei einem Bauern, dorthin musste ich jeden Morgen erst einmal drei Kilometer zu Fuß gehen. Als ich dort ankam, meinten sie: ‚So was Kleines, für die Stallarbeit ist das nichts‘, aber sie hatten einen Sohn, der sich mit dem Lernen sehr schwer tat. Und dem durfte ich dann helfen, auch in der Küche durfte ich helfen, und manchmal auch das Butterfass drehen. Und eines hat mir in Nicklheim sehr geholfen: Wir haben sehr viel gesungen im Arbeitsdienst. Gleich in der Früh zur Fahnenweihe: ‚So fröhlich wie der Morgenwind ...‘ und so weiter. Und ich erinnere mich an ein kariertes Schülerheft, ziemlich abgenutzt, das mir eine meiner Schülerinnen bei einem späteren Treffen gezeigt hat. Sie sagte: ‚Ich muss dir was zeigen. Ich habe alle unsere Lieder aufgeschrieben.‘ Ich hatte keine Unterlagen, aber ich hatte alle Lieder im Kopf, auch die Weihnachtslieder. Die Kinder waren so was von begeistert.

I: Hat der vorige Lehrer nie gesungen?

Nö, wozu sollten Torfarbeiterkinder singen?

I: Und wie war es mit dem Pfarrer?

Das Verhältnis zwischen Lehrer, Pfarrer und Schule war ziemlich eigenartig. Wenn Sie sich an das Buch „Daniela“ erinnern, natürlich ist das romanhaft ausgeschmückt, das Verhältnis zwischen der jungen Lehrerin und dem Pfarrer, das ist Roman. Aber sagen wir mal, auch da klingt

schon an, sie lernte ihn ja während dieser Messe kennen und hatte auch schon den Eindruck von ihm, dass dieser Mann psychisch irgendwie geschädigt war. Und das kann ich von dem Pfarrer, wie ich ihn kennen gelernt hatte, auch sagen. Ich hatte eigentlich nichts mit ihm zu tun. Er gab den katholischen Religionsunterricht. Die Kinder waren nicht sehr begeistert davon, waren immer froh, wenn er zu Ende war, aber ich habe auch nie nachgefragt. Ich kannte den Pfarrer nur aus der Kirche, den Gottesdiensten, wo man als Lehrerin ja auch verpflichtet ist, daran teilzunehmen.

Und ich hatte ja auch zu tun, Bayerisch zu lernen. Ich konnte anfangs ja die Kinder nicht verstehen.

I: Haben die Kinder kein Hochdeutsch gesprochen?
Wenn sie nicht dazu veranlasst worden sind, nein. Natürlich mussten sie das im Unterricht. Sie mussten ja schriftdeutsch schreiben und lesen können.

I: Haben die Kinder zu Hause Lesestoff und die Möglichkeit gehabt, Bücher zu lesen?

Aber nein, wo denken Sie hin? Wo sollten sie die Bücher denn herbekommen? Es gab keine Schülerbücherei. Zu Hause hatten sie auch keine Bücher. Es wäre ja gar kein Geld da gewesen, welche zu kaufen. Das beste war vielleicht eine Zeitung, und die hatte auch nicht jeder, weil sie Geld gekostet hat.

I: Wie lernt man dann das Lesen?

An der Tafel. Und sie mussten zu Hause Blätter vorbereiten. Aber so viele konnte man gar nicht machen. Da waren immer drei Schüler an einem Blatt beschäftigt. Die Schüler hatten die Schiefertafeln, aber wir haben sie gar nicht benutzt. Es war dann schwierig, denn Kugelschreiber gab es noch nicht. Wir hatten nur Bleistifte zur Verfügung, und die wurden halt auch immer kleiner und kleiner, dann hat mal wieder der Spitzer gefehlt, aber wir sind mit all diesen Dingen irgendwie immer fertig geworden.

I: Haben Ihre Schüler Hausaufgaben bekommen?
Aber sicher. Die wurden auch kontrolliert. Und sie wurden auch gemacht. Ich weiß noch einen Schüler, er kam mitten unter dem Schuljahr aus Tittmoning, weil sein Vater zum Torfstechen mit

seiner Familie hierher zog. Und so kam der Junge plötzlich in die 8. Klasse. Er sah sich gar nicht veranlasst, Hausaufgaben zu machen. Er hatte am Nachmittag ganz was anderes im Sinn. Da habe ich ihm einmal ganz ruhig gesagt: ‚Wahrscheinlich fehlt dir die Zeit, Hausaufgaben zu machen. Ich verstehe das gut, aber weißt du was: Wenn heute der Unterricht zu Ende ist, dann bleibst du da, und ich bleib auch da und du machst hier deine Hausaufgaben. Wenn sie in Ordnung sind, kannst du heimgehen.‘ Er wurde rot im Gesicht bis zu den Ohren, aber er ist geblieben. Und von dem Tag an hat er die Hausaufgaben immer gemacht – zu Hause.

I: Die Kinder hatten ja keinen Schreibtisch, es gab in den Haushalten einen Küchentisch, auf dem gegessen, gekocht wurde, da spielte sich alles ab. Richtig. Da schreit das Baby neben dran... Da ist die ganze Familie im Raum.

I: Wie haben die Kinder es geschafft, ihre Hausaufgaben zu machen?

Mir zuliebe. Das ist eine sehr eitle Aussage. Aber ich glaube, sie haben es mir zuliebe gemacht. Sie haben auch gewusst, dass ich die Hausaufgabe angucke am nächsten Tag. Und sie wussten auch, dass sie Kritik hinnehmen müssen, aber auch Lob. Und ich hatte einen Schüler, er war in der fünften, sechsten Klasse und er tat sich mit dem Lernen sehr schwer. Aber er war sehr, sehr eifrig und wollte auch. Aber vieles ist ihm einfach glatt misslungen. Und ich weiß es noch so gut und erinnere mich gerne daran, dass er einmal etwas geschafft hatte - an dieser Hausaufgabe war nichts auszusetzen. Deswegen lobte ich ihn über den grünen Klee. Sie glauben gar nicht, wie dieses Kind sich gefreut hat. Er hätte mich nachher auf Händen getragen, wenn es notwendig gewesen wäre. Die Kinder haben sonst kein Lob gehört. Wo denn, wie denn, wann denn, von wem denn?

I: Von den Eltern?

Woher sollten die Eltern denn die Zeit hernehmen? Der Vater war im Torfstich. Die Mutter ewig schwanger und mit sechs, sieben, acht Kindern ... Wo sollten sie denn das hernehmen? Es war gut, wenn es gelaufen ist, irgendwie. Aber Lob oder Anerkennung – das kannten die Kinder gar nicht. Sie kannten es auch nicht, dass eine Lehrkraft mit

ihnen am Nachmittag auf die Wiese zum Völkerball spielen geht. Und das nahm dann solche Ausmaße an – es waren Ferien und meine Schüler aus der siebten und achten Klasse haben mich bearbeitet, sie wollten unbedingt mit mir auf den Wendelstein gehen. Ich konnte mir das gar nicht vorstellen, ich war noch nie auf dem Berg gewesen. Ich war schon mal auf dem Zobten in Schlesien mit meinem Vater gewesen, aber wir waren erst mal weit hinaufgefahren. Auf jeden Fall war dies mein einziges Bergerlebnis gewesen, und nun sollte ich mit den Kindern auf den Wendelstein gehen. Doch sie redeten mir zu: Sie kennen den Weg ganz genau und da kann überhaupt nichts passieren, und ‚das ist ganz einfach, Fräulein, wir passen schon auf Sie auf!‘ Und so habe ich mir von den Eltern schriftlich die Genehmigung geben lassen, dass die Kinder gehen durften. Mit Schuhen an den Füßen – das kann ich Ihnen gar nicht beschreiben. Das waren vielleicht mal Sandalen, die zwei Nummern zu groß oder zu klein waren, weil sie von anderen Familienmitgliedern geerbt waren, oder es waren Schuhe, die man gar nicht als solche bezeichnen konnte. Na ja, oder es waren mal ein paar Schuhe, da wusste ich ganz genau, der zwickt die Zehen ein, weil die Schuhe zu klein sind. Aber es waren immerhin Schuhe. Und so sind wir von Nicklheim aus zu Fuß losgegangen, über den Sulzberg auf die Alm unterhalb der Hochsalwand. Es ist eine große Alm, dort haben wir Rast gemacht, es ging dann schon gegen Abend zu und auf der Alm haben wir im Heu schlafen dürfen. Buben und Mädchen, bunt durcheinander, so wie jeder halt müde umgefallen ist, so haben wir geschlafen.

I: Hatten Sie denn Proviant und Decken dabei?

Proviant hatten die Kinder dabei, eben was ihnen die Mama mitgegeben hat, aber Decken hatten wir keine. Es war ja so heiß, wir waren froh, dass wir keine mithatten. Aber in der Früh hat ein jeder einen Becher voll Milch bekommen. Das war sehr schön. Und bis ich die Milch ausgetrunken hatte, geht mir der Kaspar ab. Ich fragte herum: ‚Wer hat den Kaspar gesehen, er ist nicht da.‘ Keiner wusste von ihm, bis der Richard sagte, er sei schon vorausgegangen. Er wollte zum Lechnerköpfl, das ist eine scharfkantige, lange Felswand. Und ziemlich am Ende der langen Wand ist der Gipfel vom

Lechnerköpfl. Und ich schau da hoch und oben auf dem Gipfel sitzt mein Kaspar! Er war so stolz darauf, und ich habe eine solche Angst gehabt, dass dem Buben was passiert. Ich war mir der Verantwortung damals kaum bewusst gewesen, die ich als Lehrerin übernommen hatte. Und dann sind wir alle gemeinsam bis auf den Wendelstein gestiegen. Wir waren alle fix und fertig und haben uns entschlossen, mit der Bahn herunterzufahren. Denn nach dem Krieg war die Wendelsteinbahn wieder eröffnet worden. Sie durfte wieder fahren. Aber denkste - Pech gehabt! Mit der Bahn durften nur die Leute mitfahren, die auch raufgefahren waren. Und so sind wir auf den Gleisen bis nach Brannenburg runterspaziert, singend. Es ist gegangen. Von Brannenburg aus sind wir mit der Bahn bis Raubling gefahren, von dort aus das letzte Stück zu Fuß bis Nicklheim. Das sind meine schönen Erinnerungen an Nicklheim. Es waren so an die 15 Kinder, die bei dieser Bergtour dabei waren. Heute würde das kein Lehrer mehr machen.

Nach dem Jahr in Nicklheim kam ich nach Roßholzen auf dem Samerberg. Dort hatte ich die jüngeren Klassen, oben war das Schulzimmer vom Schulleiter mit den oberen Klassen, ihn musste ich oft vertreten. Da ging es mir auch ganz gut. Den älteren Schülern gab ich Aufgaben, dann tauchte ich einfach zwei, drei Mal auf und habe kontrolliert. Aber da hatte man überhaupt keine Schwierigkeiten, dass man um Ruhe hätte sorgen müssen. Das gab es nicht, dass die Schüler auf den Bänken tanzten.

I: Nach Ihren Erzählungen von der Schule Roßholzen zu urteilen, hat sich dort nicht der gleiche herzliche Kontakt zu den Schülern entwickelt wie in Nicklheim.

Ich hatte einen sehr guten Kontakt zu den Kindern, aber er hielt nicht so wie in Nicklheim über die vielen Jahre, sogar Jahrzehnte an. Roßholzen ist ein ganz kleiner Ort. Dort waren die Schule, die Kirche, ein Gasthaus und ein Bauernhof. Die Schulkinder kamen alle von den Einödhöfen drum herum. Sie kamen von weither. Im Winter kamen die Kinder alle auf Rodelschlitten dahergebraust. Und die Schule war stärker noch auf das Lernen ausgerichtet, denn ich machte dort ja meine Staatsexamen.

I: Warum mussten Sie nach Roßholzen wechseln?
Es hieß, dass die Nicklheimer Schule nicht geeignet war, um dort ein Staatsexamen zu machen. Das war die Vorgabe des Schulamtes. Ich konnte das überhaupt nicht nachvollziehen. Meine Schüler schon dreimal nicht. Ich war schon in Roßholzen, als ich einmal in Rosenheim beim Schulrat war. Da hat er gesagt: ‚Was haben denn Sie mit den Nicklheimer Kindern gemacht?‘, ‚Warum fragen Sie?‘, ‚Ja, das ist ja eine schöne Sache: Da tauchen im Wartezimmer fünf Buben aus Nicklheim bei mir auf. Und was haben sie gemacht? Sie haben in ganz Nicklheim von den Lebensmittelmarken die Raucherabschnitte gesammelt. Und damit sind sie nach Rosenheim gefahren, haben Zigarren gekauft. Und mit dieser Kiste Zigarren sind sie zu mir gekommen ins Sprechzimmer und haben gesagt: ‚Wennst uns das Fräulein wieder gibst, kriegst du die Zigarrn, sonst nicht!‘

I: Und er hat sich nicht erweichen lassen?
Natürlich nicht. Die Nicklheimer Schule ist heute ein Schmuckstück, aber damals... . Das konnte man einer Kommission, die die Prüfung zum Staatsexamen macht, nicht zumuten, würde ich sagen. Die Kommission nimmt ja als Beobachter am Unterricht teil.

I: Warum wäre es einer Kommission nicht zuzumuten gewesen?
Heute sieht man das nicht mehr. Aber es war ein baufälliges, uraltes Gebäude, wo die Fenster nicht mehr stimmten, wo keine Heizung drin war, nur die Kanonenöfen mitten drin, und von den Bänken gar nicht zu reden.

I: Wie sahen die Bänke aus?
Schlimm. Sie waren halt runtergewirtschaftet. Zerkratzt, abgenutzt. Für den Erhalt der Gebäude war nicht das Schulamt, sondern die Gemeinde zuständig, wie auch heute. Die zuständige Gemeinde war damals Großholzhausen.

I: Mussten Sie, wenn Sie Lehrmaterial brauchten, sich auch bei der Gemeinde melden?
Selbstverständlich. Nur war die Gemeinde auch nicht dazu imstande. Denn es gab einfach nichts. Der Krieg war zu Ende, das, was unter der Nazi-Zeit an Lehrbüchern da war, musste vernichtet

werden, das war auch gut so. Denn darin standen ja die ganzen Ideologien, in jeder Art – egal ob es sich um den Erdkunde-Unterricht oder Mathematik handelte. Die Russen zum Beispiel waren darin als ‚Untermenschen‘ beschrieben, und so weiter. Das hat man natürlich alles vernichtet, ebenso die Lehrnachweise, weil sie ja auch zwangsläufig diese Ideologien enthielten. Zu dieser Zeit gab es in keiner Schule Lehrmaterial. Die Schulen, die schneller von den neu gedruckten Unterlagen bekamen, waren zuerst die Stadtschulen in München, Rosenheim, Traunstein, dann kamen die normalen Dorfschulen, sagen wir mal Feilnbach, Au und so weiter. Und ganz am Ende kam Nicklheim. Denn nach Nicklheim kam man nur, wenn man, so redeten die Leute, strafversetzt war.

I: Waren Ihre Vorgänger tatsächlich strafversetzt?
Nein, kein einziger. Das war ein Gerücht, das war das Ansehen, das Nicklheim genoss. Das war eine Art von Mund-zu-Mund Propaganda. Da ist mal einer in Nicklheim gewesen, dann wurde erzählt: bloß Baracken, und so weiter. Also war die Vorstellung: Dorthin konnte man nur strafversetzt sein, wenn man dort als Lehrer arbeitete. Dorthin konnte man unmöglich freiwillig gehen. Und ich glaube auch ganz sicher, dass das Schulamt Rosenheim an solche Orte wissentlich und gewollt vor allem junge Lehrkräfte aus dem Osten und Preußen versetzt hat, denn den Einheimischen in Bayern, oder zumindest im Schulamtsbezirk, war Nicklheim zu sehr bekannt. Das hätte man ihnen nicht zugemutet.

I: Die Tatsache, dass Menschen in Baracken leben – ist das ein Grund, die Schule zu meiden?
Nein, Sie sehen das ganz richtig. Das ist kein Grund. Ich habe ja Nicklheim trotz der Baracken nur liebenswert erlebt. Aber es ist ja heute nicht so viel anders: Wenn ich in einer Siedlung wie dieser lebe – der eine schaut auf den anderen, was er hat und was er ist. Der eine hat einen BMW, der zweite einen Mercedes, der dritte einen Porsche in seiner Garage stehen. Dann kommt einer, der fährt einen kleinen VW. Auf den wird natürlich runtergeschaut. Und so ist es auch mit einem Ort wie Nicklheim. Da war mal einer dort, hat seinen Eindruck mitgenommen, obwohl er vielleicht nie viel mit Nicklheim zu tun hatte. Und dann erzählt er das weiter. Das ist heute nicht anders und aus einer Mücke wird ein Elefant.

Sie haben das gleiche in dem Buch von Luise Rinser – Daniela. Sie schreibt darin, dass sie in die Häuser gegangen ist und den Kindern die Läuse vom Kopf geholt hat. Das ist nicht wahr! Das ist nicht wahr! Die Leute waren arm, haben nichts gehabt und ihre Kinder haben auch nichts gehabt. Aber die Kinder kamen sauber gewaschen und ohne Läuse in die Schule. Und meine Zeit als Lehrerin in Nicklheim war nur wenige Jahre nach „Daniela“, sechs Jahre später als Luise Rinser war ich als Lehrerin dort. Sie hat vieles versucht, auf den Punkt zu bringen, aber sie hat eben ihre künstlerische Freiheit genutzt und einen Roman daraus gemacht.

Doch Luise Rinser beschreibt in dem Roman diesen Lehrer großartig. Dass er mich nicht geliebt hat, ist klar, denn er durfte nicht unterrichten, er war durch die Entnazifizierung gefallen. Vielleicht war er Gruppenleiter oder so gewesen. Jedenfalls wurden diese nach dem Krieg des Amtes enthoben, zumindest zeitweise. Und in dieser Zeit erhielt er auch kein Gehalt. Er wohnte aber weiterhin in der Schule direkt oberhalb der Klassenzimmer. Das Nette war, und das weiß ich von meinen Schulkindern: Als ich nach Roßholzen versetzt worden war, war meine Versetzung für die Kinder auch deswegen schlimm, weil wir ein wunderbares Weihnachtstheater eingeübt hatten. Die Bevölkerung hat so schön mitgeholfen mit Stoff, damit sich die Kinder richtig mit Kostümen einkleiden konnten. Und da kam ich plötzlich weg. Und ich hatte den Kindern noch gesagt: ‚Mein letzter Wunsch an euch: Spielt das Weihnachtsspiel, ihr könnt es auch ohne mich.‘

Natürlich wurden die Klassen nicht allein gelassen, sondern waren weiterhin in Lehrerobhut. Der vorherige Lehrer war inzwischen wieder als amtsfähig erklärt worden. Und er tauchte zum Unterricht auf und fand eine sehr brave, schweigende Klasse an Schulkindern vor. Was er auch sagte, was er auch machte, sie gaben keinen Ton von sich. Sie haben nicht geantwortet, sie haben nichts gesagt – ich weiß es nur von meinen Kindern. Der muss dagestanden sein, wie vor den Kopf gestoßen, er hätte sich achteckig in der Luft zerreißen können, er bekam keine Antworten. Bis er dann zum Schulamt gefahren ist, es dem Schulrat erzählt hat. Der Schulrat hat gesagt, er komme

zu einer Visitation nach Nicklheim, das möchte er doch selbst sehen. Der Schulrat hat dann mit den Klassen geredet und so weiter. Daraufhin haben die Kinder wieder im Unterricht mitgemacht. Dieser Lehrer blieb in Nicklheim Lehrer, bis er gestorben ist. Er liegt dort auch beerdigt.

Die Reaktion der Kinder war nicht so sehr eine Reaktion auf den Lehrer, natürlich mochten sie ihn nicht besonders. Aber sie waren ja von zu Hause aus kritiklos gegen andere Menschen – der Lehrer wird’s schon wissen – so war damals die Einstellung der Eltern. Der Grund für die Unterrichtsverweigerung war die Tatsache, dass ich nicht mehr da war. Da waren sich anscheinend alle vier Jahrgänge einig. Sie haben einfach ‚nichts‘ gemacht. Ich selbst habe das ja nicht erlebt, ich weiß es nur aus den Erzählungen von den Schülertreffen.

I: Wie viele Schüler waren in den vier Klassen?

Es waren über 70 Schüler in einem Klassenraum. Es waren ja vier Jahrgänge. Eine solche Klassengröße war damals in der Nachkriegszeit normal. Niemand hätte sich dafür eingesetzt, die große Klasse zu teilen. Es gab schon immer wieder einmal Inspektionstage vom Schulamt aus an Dorfschulen, aber nicht in Nicklheim. Da ist doch keiner hingegangen. Aber es war natürlich auch die Besonderheit der Nachkriegszeit. Und ich denke mir, dass nach dem Krieg die Schulämter und die Herren, die diese Ämter innehatten, bis hinauf zum Kultusministerium, genügend zu tun hatten, sich selbst zu retten, denn es war die Zeit der Entnazifizierung. Das war ja eine Art Notversorgung, dass sie mich nach Nicklheim geschickt hatten, um die Klasse zu übernehmen.

I: Hatten Sie in dieser Zeit Kontakt zur amerikanischen Militärregierung?

Erst in Roßholzen. Denn in dieser Schule bekam ich die Schulspeisung zur Verfügung gestellt. In Nicklheim gab es das damals nicht. Die Amerikaner haben sich anscheinend auch nicht für Nicklheim interessiert.

I: Sind amerikanische Soldaten nach Nicklheim gekommen?

Nö. Ich habe schon erlebt, dass mal einer von den etwas höheren Chargen ganz gelassen auf

dem Gleis entlangspaziert ist durch Nicklheim. Woher der kam und ging, hat mich nicht interessiert. Aber den hat auch Nicklheim nicht interessiert. Sowas kam schon mal vor. Einer interessierte uns allein deswegen, weil er kohlschwarz war.

I: Hat ein Nicklheimer Schüler, den Sie kannten, einen höheren Bildungsabschluss gemacht?

Dazu kann ich wenig sagen. Die Zeit vor mir kenne ich nur vom Erzählen. Aber wie der vorherige Lehrer zu seinen Schülern stand, das ist Bericht und Erzählung von Kindern und Eltern. Als ich in Nicklheim war, war es schwer für einen Schüler, eine weiterführende Ausbildung in die Wege zu leiten. Aber in dem einen oder anderen Fall ist es gelungen, selbst in der Kürze dieser Zeit, als ich dort gewesen bin. Ein Beispiel ist Walter Hylla, der Pfarrer wurde. Es schien unmöglich, dass er hätte nach Traunstein in die Pfarrer-Ausbildung gehen können. Er war ein sehr begabter und berufener Schüler. Ich habe die Eltern besucht, habe ihnen gesagt, wie ich die Dinge sehe und wie wertvoll es für ihn wäre, die weiterführende Ausbildung zu besuchen. Diese Ausbildung hat die Kirche finanziert.

I: Wenn der Junge Priester werden wollte – hatte er zum Pfarrer nicht das Verhältnis, dass er ihm seinen Wunsch hätte sagen können?

Nein.

I: Wie war das Verhältnis des Pfarrers zu den Schülern?

Ich glaube, es war gar keines. Er war halt der Herr Pfarrer. Ich kann das nicht belegen, ich weiß nur, dass die Kinder ein Riesenvertrauen zu mir hatten. Wenn sie ein Problem, oder Freude hatten, kamen sie und sagten: ‚Darf ich dir das erzählen?‘ Das war auch für mich eine kolossale Bereicherung.

Ich selbst hatte eine schöne Kindheit. Und wir mussten ja innerhalb von drei Stunden alles stehen und liegen lassen, die Wohnung unverschlossen zurücklassen. Und meine Mutter lebte dann in Prien bei einer Frau in einem kleinen Zimmerlein, halb so groß wie mein Wohnzimmer heute, mit einem kleinen Ofen drin, auf dem sie auch gekocht hat – das kann wahrscheinlich heute keiner nachempfinden.

I: Sie sind ja dann nach Nicklheim gekommen, wo auch die Menschen wenig hatten. Aber Sie kannten ein Leben mit einem gewissen Wohlstand, einer gewissen geachteten Stellung in der Stadt. Wie ging es ihnen damit?

Ich war damals 24 Jahre alt. Was vorher war, war Vergangenheit. Und ich lebte in meine Zukunft hinein. In Schwabering war mein zukünftiger Schwiegervater Schulleiter. Und in der Familie meines späteren Ehemannes haben sie mich gut aufgenommen, obwohl ich damals weder verlobt noch verheiratet war. Mein Bräutigam lag damals im Krankenhaus, weil ihm ein Bein amputiert worden ist. So war meine Ankunft in Bayern. Aber es war auch die Freude, ihn wiedergefunden zu haben, denn wir hatten uns in meiner alten Heimat kennengelernt gehabt. Und es ist eine Ehe daraus geworden.

Das ist die Erklärung, dass ich persönlich in dieser Zeit in Nicklheim und in Bayern zuversichtlich in die Zukunft schauen konnte. Und ich stand auf eigenen Füßen, auch wenn die Gehälter für junge Lehrerinnen gering waren. Man hat sich dieses Stück Brot, das einem zugeteilt war, das hat man sich selbst kaufen können. Dazu hat das Gehalt gereicht.

Und man hat aus nichts etwas gemacht. Wir haben gebastelt in der Schule! So schöne Sachen: Aus getrocknetem Gras haben die Schüler Körbchen geflochten und so weiter. Einmal haben wir sogar eine Ausstellung in der Schule mit den gebastelten Dingen gemacht. Da haben auch die Jungs mitgemacht, alle.

Wissen Sie, mit den Jungs, das war auch so eine Sache: Erst in der letzten Zeit ist es mir wieder durch den Kopf gegangen. Wenn man so alt ist wie ich, taucht plötzlich, ohne dass man etwas dazu tut, eine Erinnerung auf. Ganze Gedichte kommen mir wieder in den Sinn.

Um die Weihnachtszeit fiel mir ein Lied ein, das wir im Arbeitsdienst gesungen hatten:

‚Wenn eine Mutter ihr Kindlein tut wiegen,
lächelt der Mond in das Fenster hinein.
Tut sich der Himmel der Erde anschmiegen.
Wiegt eine Mutter ihr Kindelein.‘

Wenn eine Mutter ihr Kindlein tut nähren.
Fallen Blüten zum Fenster hinein.
Nelken, Narzissen,
Gelbfleglein und Ähren.
Nährt eine Mutter ihr Kindelein.‘

Das habe ich mit meinen Kindern in der Schule gesungen. Und ich habe gesagt: Heute dürfen die Buben zeitiger heim gehen. Heute dürfen die Mädchen dableiben. Weil ich dieses Lied mit den Mädchen singen wollte. Natürlich haben die Jungen hinterher die Mädchen gefragt: ‚Was habt ihr denn gemacht mit dem Fräulein?‘ ‚Ja, wir haben gesungen.‘ ‚Was denn?‘ Und da haben die brav ihren Text aufgesagt. Und die Jungen kamen und sagten: ‚Wir wollen das Lied aber auch mitsingen!‘ Das waren meine Jungs.

I: Gab es in der Schule Sexualkundeunterricht?

Das fand bei uns nicht statt als Teil eines Unterrichtsfaches. Die Kinder dort in Nicklheim, ihnen blieb gar nichts anderes übrig, als aufgeklärt zu sein.

I: Warum?

Weil sie das alles miterlebten. Das war in den engen Wohnungen ja nicht zu trennen. Aber darüber wurde nicht geredet. Aber man merkte das den Kindern an, wenn irgendetwas im Unterricht zur Sprache kam, von der Menschheit, dem Pflanzenreich, dem Tierreich und so weiter. Ich habe das alles ja nur aus dem Kopf unterrichtet, ich hatte ja kaum Material zur Verfügung. Die Kinder wussten besser Bescheid als ich. Oder auch wenn es geheißen hat: Die kriegt ein Kind. Oder da kommt schon wieder was Kleines. Diese Kinder waren wirklich aufgeklärter als ich mit 24 Jahren. Ich war ja noch aus der Generation, da kam so was nicht zur Sprache. Wenn ich meine Mutter gefragt hätte, da hätte sie gesagt: ‚Ähmmm.‘ Es war ein Tabu. Und meinen Vater hätte ich auch gar nicht gefragt. Was man wusste, das wusste man von Schulkameradinnen. Aber diese Kinder wussten alle Bescheid.

I: Warum war es dann ein Tabu, darüber zu reden?

Ich glaube, das war etwas, was absolut unwichtig war. Weil es sowieso ein Teil des Lebens der Kinder darstellte. Das war so, wie wenn Sie sagen würden: Zum Frühstück trinke ich gern eine Tasse Kaffee.

I: In der achten Klasse sind die Kinder 14 Jahre alt. Wie war das Verhältnis zwischen den Mädchen und Jungen?

Sie waren Kinder. Sie waren sicherlich nicht kindlich. Sie haben genau gewusst, wo es langgeht.

Aber dass zwischen den Mädchen und Jungs etwas gelaufen wäre – ganz unmöglich. Heutzutage ist es ganz anders unter Jugendlichen. Heute sind Kinder viel schneller entwickelt.

I: Wie waren die Berufswünsche Ihrer damaligen Schüler?

Die Berufswünsche musste man aufwecken. Man musste auch vermitteln können, was es wert ist, einen Beruf zu haben, und was es für Möglichkeiten gäbe. Und die Möglichkeiten waren zu jener Zeit sehr, sehr gering. Es war nur möglich, den Kindern nahe zu legen, sie sollten sich um eine Lehrstelle bewerben. Das war damals noch Sache des einzelnen Schülers. Und ich weiß von vielen, die, auch wenn sie weiblich waren, in einem Betrieb untergekommen waren und eine Lehre machen durften. Ich habe ihnen klargemacht, was es im Leben bedeutet, eine Ausbildung zu haben. Denn für sie hieß es damals: Fertig mit der Schule – Torf stechen.

I: Dachten Eltern und Schüler so?

Es gab gar nichts anderes. Es gab noch die Arbeit im Flachswerk, in der Fabrik. Dann gab es noch einen Bäcker am Ort, er hat vielleicht auch einen Lehrling aufgenommen. Aber das waren seltene Fälle. Die meisten mussten schauen, dass sie in Raubling oder Rosenheim etwas fanden.

Die meisten haben es geschafft, eine Ausbildungsstelle zu finden. Schier alle haben sich heute ein schmuckes Häuschen gebaut, fast alle haben heute Familie und innerhalb der Familien einen fantastischen Zusammenhalt, auch mit ihren urururalten Eltern. Und fast jeder hat so richtig die Füße auf den Boden gebracht.

I: Wurde das Krippenspiel aufgeführt?

Das weiß ich leider nicht.

I: Was machten die Kinder in ihrer Freizeit?

Die Kinder mussten sehr viel zu Hause mithelfen. Es ist ja auch ganz klar, dass die älteren Mädchen viel auf die kleineren Geschwister aufpassen mussten. Was sie sonst in ihrer Freizeit, wenn sie welche hatten, persönlich gemacht haben, das entzieht sich meiner Kenntnis. Jedenfalls waren die meisten der Kinder, wenn es nicht gerade schüttete, draußen auf der Wiese gegenüber der

Schule. Das war eine ziemlich vernachlässigte Wiese, sehr sandig. Dort haben wir viel Völkerball gespielt. Ich immer mit. Ich gab die Zeit an: Heute treffen wir uns um vier Uhr oder um fünf Uhr. Wir hatten in der Schule eine Art Fußball. Er war in einem Schrank auf dem Flur aufgetaucht, und meine Kinder haben den Ball verhaftet.

I: War es der einzige Ball in ganz Nicklheim?

Ich nehme an, denn ich habe sonst keinen Ball gesehen. Sie haben dort auch nirgends eine Kinderschaukel gesehen oder eine Wippe. Das gab es nicht, obwohl so viele Kinder da waren.

I: Einen Winter haben Sie in Nicklheim erlebt. Wie war es, wenn es kalt war?

Die Kinder kamen natürlich zur Schule. Wenn Sie in die Schule gingen, durften Sie auch Schuhe anziehen, zu Hause mussten sie diese ausziehen. Auch die Schulkleidung mussten sie daheim ausziehen, denn diese Kleidung musste ja sauber bleiben für den nächsten Tag. Ich glaube kaum, dass die Kinder im Winter so viel draußen waren. Was hätten sie auch draußen sollen? Die Baracken waren einigermaßen warm, weil sie mit Torf geheizt waren. Auf der anderen Seite waren so und so viele Geschwister da, denen man entweder bei den Hausaufgaben helfen musste, oder man musste selbst die Hausaufgaben machen, oder die Mama hat gesagt: Kartoffeln schälen, Kohl schneiden und so weiter. Und der andere musste wieder für die Feuerung am Abend und den nächsten Tag den Torf reinschleppen. Ich kann mir nicht vorstellen, dass die Kinder viel Freizeit gehabt haben zum Spielen. Sie haben auch nie davon geredet.

I: Haben die Eltern manchmal einen Ausflug mit ihren Kindern gemacht?

Nein. Zur damaligen Zeit war das unmöglich. Heute ist Nicklheim ein kleines Juwel. Da hat sich vieles verändert. Auch die Welt ist größer geworden. Aber damals hörte an den Grenzen von Nicklheim die Welt auf. Alles, was außerhalb war, war unendlich weit weg.

I: Welches Pausenbrot hatten die Kinder dabei?

Ein Pausenbrot bestand aus einem Stück trockenem Brot oder, wenn es ganz gut ging, aus einem Apfel. Drauf war auf dem Brot eigentlich nie

etwas. Und wenn ein Apfel oder eine Gelbe Rübe dabei war, dann haben sie das zu viert gegessen. Freunde durften dann mit abbeißen. Und sie haben viel untereinander geteilt. Es kam nie vor, dass einer gesagt hätte: ‚Das ist meins‘. Die Kinder teilten freigebig untereinander.

Die Kinder lebten miteinander. Die gehörten irgendwie alle zusammen. Es gab keine Außenseiter, davon wüsste ich nicht. Es gab vielleicht begabtere und weniger begabte Kinder in jeder Altersstufe. Aber da wurde bei den Kindern überhaupt kein Unterschied gemacht. Ich wüsste nicht, dass Kinder sich untereinander gehänselt hätten. Es wurden auch nie die Mädchen an den Zöpfen gezogen oder so.

Der Unterricht fing in der Früh um halb acht Uhr an und ging bis um 12 Uhr laut Vorgabe. Aber er dauerte auch manchmal länger, bis halb eins, eins. Es kam darauf an, was wir zuletzt gemacht hatten. Ich fing damals an, einen Stundenplan einzuführen - das kannten sie gar nicht - ,so dass die Kinder in den letzten Stunden entweder Handarbeiten für die Mädchen und Basteln für die Jungen hatten oder Singen. Und wenn wir am Singen waren, hieß es: ‚Noch ein Lied‘ und ‚des no‘ und da wurde es auch mal eins. Aber das war nie so, dass die Eltern geschaut hätten, wo ihre Kinder bleiben.

I: Mussten Sie nie Strafarbeiten aufgeben?

Nein. Nie. Der einzige Fall war der Schüler, der nachsitzen musste. Das hat er nur einmal gemacht. Denn eine Blamage war es für ihn doch.

Aber eines darf man zu der Zeit, in der ich in Nicklheim war, nicht vergessen: Wenn auch ich nichts hatte und die Nicklheimer nichts hatten, so hatten wir doch alle den Krieg überlebt. Und das war etwas ganz Großartiges. Es lag alles hinter uns: die Nazis, der Krieg. Und wir haben überlebt. Und da erleben Sie manches - wenn sie vorher von Kontrast sprachen - ich komme ja aus der Stadt und von einem behüteten Elternhaus - sehr viel leichter, allein aus der Tatsache heraus, diese Jahre überlebt zu haben. Man sieht dann diese Armut von damals ganz anders. Alle hatten wir die Einstellung: Jetzt machen wir das Beste daraus. Die Nicklheimer Schüler waren willig und ich auch. Von daher konnte es gar nicht schief gehen.